

BRIGITTE HUTT

Fluchtpunkt – was wenn?

Springfield, im Herbst 20xx

Liebe Annette,

nun ist es schon mehr als sechs Monate her, seit ich hier angekommen bin und fast acht Monate, seit ich von euch Abschied genommen habe. Ich vermisse euch so sehr. Und ich hoffe sehnlichst, dieser Brief erreicht dich, erreicht dich bei bester Gesundheit, denn die Nachrichten aus Mitteleuropa werden immer bedrohlicher. Geht es euch noch gut, dort in eurem verschlafenen Neustadt? Nie hätte ich gedacht, dass es einmal von Vorteil werden könnte, in einem verschlafenen Nest zu wohnen, dass das überlebenswichtig werden würde. Weißt du noch, wie wir geschimpft und gestöhnt hatten, als bei unserem kleinen Max diese Krankheit diagnostiziert wurde und es weit und breit keine Klinik gab, in der er behandelt werden konnte? Du bist dann mit ihm für ein ganzes Vierteljahr nach München gegangen, und ich habe mich mit Sarah und Svenja durchgeschlagen, so gut es ging. Und nun ist die Krankheit auch noch zurückgekommen, aber zuvor kam dieser unsägliche Krieg. Ich hoffe von Herzen, dass es euch gut geht. Ja, ich möchte sagen, ich bete. Für euch, für mich, für – Frieden.

Du hast mir so lange zugeredet, dass ich ins Ausland fliehen soll, weit weg in eine relative Sicherheit, und dann euch nachzuholen oder zumindest Geld zu schicken, damit ihr die notwendigen Behandlungen bezahlen könnt. Ich wollte euch nicht allein lassen, du weißt es, und – wie soll ich sagen? Gott ist mein Zeuge?

Die Reise durch Deutschland unter Umgehung von Gefahrenzonen ging einigermaßen glimpflich, da haben uns Bekannte noch gut helfen können. Wenn du irgendjemandem von denen schreibst oder gar jemanden triffst, dann sag, dass ich bis zum letzten Atemzug dankbar sein werde.

Aber wie es mit der Kommunikation im Kriegsgebiet steht, kann man ja derzeit nur vermuten; elektronische Kommunikation ist wohl im Wesentlichen zusammengebrochen oder unterbunden, und die Untergrundpost, der ich auch diesen Brief letztendlich anvertrauen werde, kann natürlich

nur punktuell funktionieren. Hätten wir uns das ausmalen können, als wir jung waren und noch voll Hoffnung auf das Leben? Als wir auf die Straße gingen für ich-weiß-nicht-welche Ziele, als wir uns schon bedroht fühlten, wenn die Regierungen unpopuläre Maßnahmen ergriffen?

Nun, ich schweife ab. In Rotterdam habe ich eines der letzten freien Schiffe erwischt, habe im Maschinenraum geschuftet wie in Travens Buch vom Totenschiff, aber ich habe durchgehalten und bin angekommen, im Land der Möglichkeiten, so, wie ich, wie wir es uns erträumt hatten. Ich hoffe, meine ersten kurzen Nachrichten damals haben dich erreicht. Nachricht von dir habe ich keine, aber da ich von Ort zu Ort gezogen bin, war das auch nicht zu erwarten. Du wirst fragen, warum ich so viel und oft weitergezogen bin – nun, ich habe einfach versucht, nicht in die Mühlen der regulären Verwaltungen zu geraten, denn dann wäre mir nur noch vorgeschrieben worden, was ich zu tun und zu lassen hätte. Erwünscht sein ist etwas anderes, selbst „geduldet sein“ kann man meine Situation nicht nennen, und in den Medien wird uns Geflüchteten unterstellt, dass wir nur auf die Jobs der Einheimischen scharf sind, auch, dass wir eine Bedrohung darstellen. Viele Menschen nennen uns Schmarotzer, die hässlicheren Schimpfworte lasse ich lieber weg. Und es gibt immer mehr von uns. Mit dem derzeitigen Präsidenten wird es eher schlimmer, er gießt Öl auf die Schwelfeuer der öffentlichen Meinung.

Aber dies ist das Land der Möglichkeiten, also habe ich versucht, unterzutauchen. In Rotterdam habe ich noch ein paar Adressen herausgefunden, zu denen bin ich gegangen – jedoch nur an einer davon konnte mir ein wenig geholfen werden, denn auch hier sind die Verhältnisse nicht gerade normal. Die Angst vor einem die ganze Welt überziehenden Krieg schwingt bei allem mit, was hier geschieht und was die Nachrichten vermelden, denn immerhin gab es ja schon genug „Weltkriege“. Aber noch ist es nicht so weit. Folglich konnte ich mir die eine oder andere Arbeit beschaffen (wenn auch illegal), jedoch keine – wie auch immer gearteten – Papiere. Also bin und bleibe ich ein deutscher Geflüchteter. Ich spare jeden Cent, den ich verdiene.

Wohnen kann ich fast umsonst, und zu essen brauche ich nicht viel. Aber es reicht hinten und vorn trotzdem kaum.

Wenn ich an euch denke, ist der Geist beschäftigt, aber das Heimweh schmerzt unaufhörlich. Der Körper ist ohnehin immer auf Trab: Ich fasse überall mit an, beim Verladen, bei der Müllabfuhr, auf Farmen, wenn Arbeiter fehlen, meistens für Naturalien, ein Essen, ein Paar Stiefel. Nur, Geld kommt dabei nicht zusammen, zumindest nicht auf absehbare Zeit. Ich werde nicht als asylberechtigt anerkannt – dieser Mechanismus dürfte dir vertraut sein: Gefahr für mich persönlich bestand in keinem Moment, und Angst vor dem in Europa, in Deutschland, näher rückenden Krieg ist kein Grund, um Asyl nachzusuchen, Asyl gewährt zu bekommen. Eher erntet man sogar auf den Fluchtanlaufstellen ein wenig Spott, dass es jetzt mal die so selbstsicheren Deutschen sind, die der Krieg bedroht, wenn nicht sogar trifft.

Bei allen meinen Besuchen auf Anlaufstellen für meinesgleichen fasste ich jedes Mal wieder Hoffnung, als Geflüchteter anerkannt zu werden, euch vielleicht sogar nachholen zu dürfen, und jedes Mal wurde ich wieder enttäuscht. Immer wertloser habe ich mich gefühlt, hin und her geschoben wie einen unerwünschten Klotz. Bis auf diesen speziellen Besuch vor zehn Tagen: Der Krieg macht nun auch auf Regierung und Behörden hierzulande den Eindruck, dass so ziemlich jedermann und jedefrau bedroht ist, dass wir die Angst nicht nur spielen, dass es nicht nur um Geld geht. Ich wurde in ein paar neue, mir bisher unbekannte Büros geschickt, lernte ein paar neue, freundliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kennen, die mich trösteten und mir ein wenig Hoffnung andeuteten. Allerdings befragten auch diese mich ausführlich zu meiner wirtschaftlichen Lage, auch zu eurer in der Heimat, befragten mich zu meinen Fluchtgründen, zu meinen Zielen hierzulande. Ich erzählte freimütig von meinem kranken Kind, von meiner Frau, die sich und die Kinder nur so gerade durchbringt, den Behandlungskosten, die schon alle Ersparnisse verschlungen haben, der allgemeinen Verzweiflung. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen hörten aufmerksam zu, in ihren Augen stand Mitleid und Mitempfinden, nur hatten sie keine Lösung parat. Ich müsse verstehen, sagten sie behutsam, dass das Land schon sehr voll sei, der Krieg habe viele Hoffnung suchende Menschen an ihre Küsten gespült, und der Zulauf nehme noch lange kein Ende. Auf meinen zaghaften Einwand, dass doch in der Weite dieses Landes noch viel Platz sei, dass Menschen wie ich zu jeder Arbeit bereit seien, zuckten sie dann meistens nur die Achseln und deuteten an, dass ihnen die eigenen Bürger naturgemäß näher stünden, das könne ich doch

sicher verstehen. Kurz, sie waren des verbalen Trostes voll, aber mehr nicht. Ihnen seien die Hände gebunden, die Mittel knapp.

Jedoch stellten sie mir eine Beihilfe in Aussicht, bald sogar. Ich sollte in einer Woche erneut vorsprechen. Voller Vorfreude malte ich mir aus, dass ich dann endlich, endlich ein kleines Sparguthaben zusammenbekäme, euch etwas davon schicken könnte, euch Wege bahnen könnte, zu mir zu kommen.

Dann die Enttäuschung. Alles, was ich bekam, war eine Chipkarte. Mit der kann ich in Supermärkten und Drugstores einkaufen und an Tankstellen bezahlen (als ob ich mir ein Auto leisten könnte). Ich kann auch regionale Busse damit nutzen, die sind alle mit Kartenlesern ausgestattet. Der Monatsbetrag, so heißt es, sei so bemessen, dass er ausreiche, jahrelange sorgfältige statistische Untersuchungen hätten das bewiesen. Jeden Monat wird die Chipkarte automatisch wieder um den Grundbetrag aufgeladen, allerdings verschwinden nicht aufgebrauchte Beträge nach drei Monaten. Und damit bin ich nun am Ende meiner Weisheit. Was kann ich tun, wie euch helfen? Mir fällt nichts mehr ein. Aber der Krieg schreitet voran. Es raubt mir den Schlaf. Mit den guten Bürgern, für die ich arbeite, kann ich über meine Sorgen und Ängste nicht sprechen, sie verstehen das nicht. Sie sagen dann etwas der Art, ich möge doch froh und dankbar sein, hier leben zu können. Leben, was für ein Leben.

Seit gut einem Monat bin ich nun hier, schlafe in einer Scheune. Alle paar Tage treffe ich ein paar Kumpel – so möchte ich sie jedenfalls nennen. Heimatlose wie ich. Wir sitzen an einem kleinen Rasenrondell am Stadtrand und reden über alles, was uns das Herz abdrückt. Hin und wieder bringt einer eine Flasche mit, die dann die Runde macht, ohne Ausnahme bei allen, Weiße und Schwarze, Latinos und Indigene, Geflüchtete und Einheimische. Viele mit hartem Akzent wie ich. Diese Runde kennt keine Unterschiede, sie kennt nur die Einsamkeit der Gestrandeten und versucht diese ein wenig aufzulockern, nur für ein oder zwei Stunden. Meistens trinken wir nur das Wasser aus dem kleinen Trinkbrunnen, der am Rand des Rasens steht. Da genügt ein Plastikbecher, und davon hat jeder einen. Dann wird erzählt: von den Familien, die fast jeder von uns hat, von der Not mit den Unterkünften (auch ich werde meine demnächst wohl wieder verlieren, aber ich kann es meinem Gastgeber nicht verdenken), von den Anstrengungen, Arbeit zu finden und zu behalten. Reich ist, wer noch ein

Foto hat von seinen Liebsten, solche Kostbarkeiten werden höher gehalten und besser geschützt als der Staatsschatz. Manchmal kann sich einer von uns nicht mehr bremsen und fängt an zu weinen.

Dann gibt es immer jemanden, dem ein Lied einfällt, in der Regel ein Lied, das von Trost und auch von Gott erzählt, das dann alle inbrünstig singen. Und es hilft. Ein wenig. Für den Augenblick.

Du wirst dich wundern, dass jemand wie ich, ein seit jeher aufgeklärter moderner Religionsverächter, von Beten und Gottes Hilfe schreibt und sogar religiöse Lieder singt (oh ja, ich habe schon viele gelernt in diesen Wochen hier). Ja, ich bin es noch immer, noch immer derselbe, für den du der wichtigste Mensch auf der ganzen Welt bist, aber ich habe zumindest gelernt, dass ein transzendenter Trost gut tut, wenn sonst nichts mehr hilft. Und ich habe noch etwas gelernt: dass es völlig, absolut, entschieden egal ist, zu welcher Religionsgemeinschaft man sich „bekennt“! Der Trost, nach dem ich und wir alle in unserem Inneren (es fällt mir noch immer schwer, von „Seele“ zu reden) suchen können, den wir Gott nennen, ist für alle da, und ist für alle gleich. Wie auch immer man ihn anredet. Man muss das nur begreifen, und vielleicht musste ich hierher kommen, um das zu verstehen und zu verinnerlichen.

Ich wünsche auch dir, auch euch diesen Trost, sucht nach ihm! Etwas anderes habe ich nicht, euch mitzugeben. Möge ein Segen auf diesem Brief ruhen und ihn zu seinem Ziel bringen. Und mögest du alles lesen können, auch die Wörter, die ein wenig Flüssigkeit abbekommen haben und zu verschwimmen drohen.

Immer dein

Jonathan

